



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Domine, da mihi animas!

---

zusehen. Die Frau wollte wenigstens ein paar Tage bleiben und den Mann pflegen, den man heben und tragen mußte wie ein kleines Kind. Nicht einmal das Essen konnte er selber nehmen. Später nahm sich die Nachbarstation Lourdes des armen Mannes an. Lourdes ist viel größer als Emaus und in jeder Beziehung für solche Fälle viel besser eingerichtet als wir. Immerhin findet man sich zu solchen Opfern nur aus Liebe zu Gott bereit. An sich verdiente oft ein roher, heidnischer Kaiser diejenen und jenen Liebedienst nicht, wie hielten ihm doch im Hinblick auf das bekannte Wort unseres Heilandes: „Was ihr einem der geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“ Matth. 25, 40.

Kürzlich sprach mir ein Bruder seine Bewunderung darüber aus, daß die Käffern hier in Ostgriqualand gar so einfach lebten, namentlich betrifft der Kost. Tatsächlich sind die hiesigen Schwarzen in diesem Stück recht arm daran. Denn sie haben fast nichts als Mais, Amabete und Kürbisse. Die Hauptnahrung bildet bei ihnen der Mais, den die Frauen zwischen zwei Steinen zerrreiben und dann ihren berühmten Pallitsch (Maisbrei) damit töcheln: Amabete, eine einheimische Hirsenfrucht, wird fast ausschließlich zur Bereitung des Utshwala (Käfferbieres) verwendet, und die Kürbisse werden dem Pallitsch als besondere Delikatessen beigemischt.

Die Käffern in Natal und überhaupt jene, welche der wärmeren Meereküste entlang wohnen, haben in der Nahrung eine viel größere Abwechslung. Dort gedeih, zumal auf sandigem Boden, die Süßkartoffel ganz vorzüglich. Sie wählt das ganze Jahr hindurch, — nur muß man darauf schauen, daß sie beim Pflanzen in feuchten Boden kommt, — treibt späneulange, mehr als faustgroße Knollen und ist sehr schwachhaft. (Auch Weiße essen sie oft mit Vorliebe, andern widersteht sie wegen des eigentümlichen süßen Geschmackes). Ferner pflanzen die Käffern an der Küste eine Art Bohnen, die in der Erde wachsen, vorzüglich schmecken und sehr nahrhaft sind, die käffrische Zwiebel und manches andere, was im Innern des Landes nicht gedeiht. Hier aber haben sie nicht einmal die kleine, an der Küste wild wachsende Wassermeloné, und sind daher, wie gesagt, fast nur auf Mais, Amabete und Kürbisse angewiesen. Wohl kommt es auch vor, daß sie nach dem Beispiel der Europäer zwischen den einzelnen Maisreihen Stangenbohnen pflanzen, allein das ist selten, und bedeutet einen Fortschritt, zu dem sich nur wenige erschwingen.

Dieses Jahr ist den guten Leuten des fröh einfallenden Winters wegen der Mais leider zum größten Teil erfroren, desgleichen die Kürbisse, die sie so sehr lieben. Wir in Emaus dagegen waren heuer mit Kürbissen reich gesegnet und konnten davon viele Wagentladungen einheimsen. Bald verbreitete sich die Kunde davon in holb Griqualand und Pondoland, und von allen Seiten kamen nun die Mädchen und Frauen, schön im Gänsemarsch, eine hinter der andern, nach Emaus gepilgert, um sich gegen eine Kleinigkeit Kürbisse einzutauschen, die sie sodann im Jubel auf dem Kopf nach Hause trugen. Einzelne kamen, selbst bei schlechter Witterung, halbe Tagreisen weit daher. Armen und Kranken, zumal solchen, die wir persönlich kannten, gaben wir von unserem Vorrat umsonst. Damit haben wir den guten Leutchen eine große Freude gemacht.

Das Allerliebste bleibt dem Käffer natürlich immer das Fleisch, zumal jetzt, da er infolge der Kinderpest und des ringsum drohenden East-coast-fever (Deckenpest) nur verhältnismäßig selten eins zu kosten bekommt. Wählerisch war er dabei nie; auch das Fleisch von verendetem Vieh wird einfach am Feuer gebraten oder im Kessel gekocht und mit Appetit verzehrt. Halbsaues, schon ziemlich übelriechendes Fleisch ist ihm sogar ein besonderer Leckerbissen (ubomi); hat er davon ein gehöriges Stück und noch eine Ukamba Käfferbier dazu, so ist sein Glück voll, und könnte er darüber den Himmel vergessen.

Als Trinkgeschirr dient dem Käffer meist ein ausgehöhlter Kürbis, im Notfalle auch irgend eine Schale oder ein Becher, und sei er noch so rostig und schmutzig. Zur Aufbewahrung von Bier fabrizieren die Weiber eigene größere und kleinere Lehmtöpfe. Gereinigt werden diese Geschirre nur selten, wohl schon deshalb nicht, weil man dabei Gefahr lauft, sie zu zerbrechen. Diese Gefäße aber sind ihnen unentbehrlich, denn in der Regel liegt ihre Hütte hoch oben auf dem Berg, oder wenigstens am Abhange desselben, und die Mädchen und Frauen müssen das Wasser aus den oft ziemlich weit entfernten Quellen und Bächen auf dem Kopf herbeischleppen. Als Kochgeschirr dient ihnen der bekannte dreifüßige eiserne Kessel, dessen Füße vielleicht schon ein halbes Dutzendmal und darüber repariert worden sind, und um dessen Neujeres sich eine gehörige Schicht Rost abgelagert hat. Das Innere wollen wir lieber gar nicht untersuchen.

Lebriens gibt es auch Käffern, — ich rede zunächst immer von heidnischen — die recht reinlich sind, und sich selbst, ihre Kleidung, ihre Habe und den ganzen Kraal hübsch in Ordnung zu halten wissen. Und im allgemeinen steht der Käffer in diesem Stück viel höher da, als der Kuli (Indier). Allzu hoch darf man da allerdings seine Forderungen nicht stellen, zumal, wenn man bedenkt, daß in vielen Fällen Schweine, Ziegen und Kälber usw. mit den Schwarzen die gleiche Wohnung teilen. In der Regel ersehe ich schon aus der Kleidung der Leute, die mich holen und aus der Umgebung und dem Außen einer eines Kraals, wie es im Innern aussieht. Von Christen kann der Missionär mit Zug und Recht Ordnung und Reinlichkeit verlangen. Verantwortlich dafür macht er die Mütter; ist diese ordnungsliebend und rein, dann in der Regel auch der Mann und die Kinder: und ihre Wohnung und alles, was drum und dran ist, atmet einen wohltuenden, spezifisch christlichen Geist. Das rechne ich auch zu den Wohltaten des Christentums.

(Fortsetzung folgt.)

### Domine, da mihi animas!

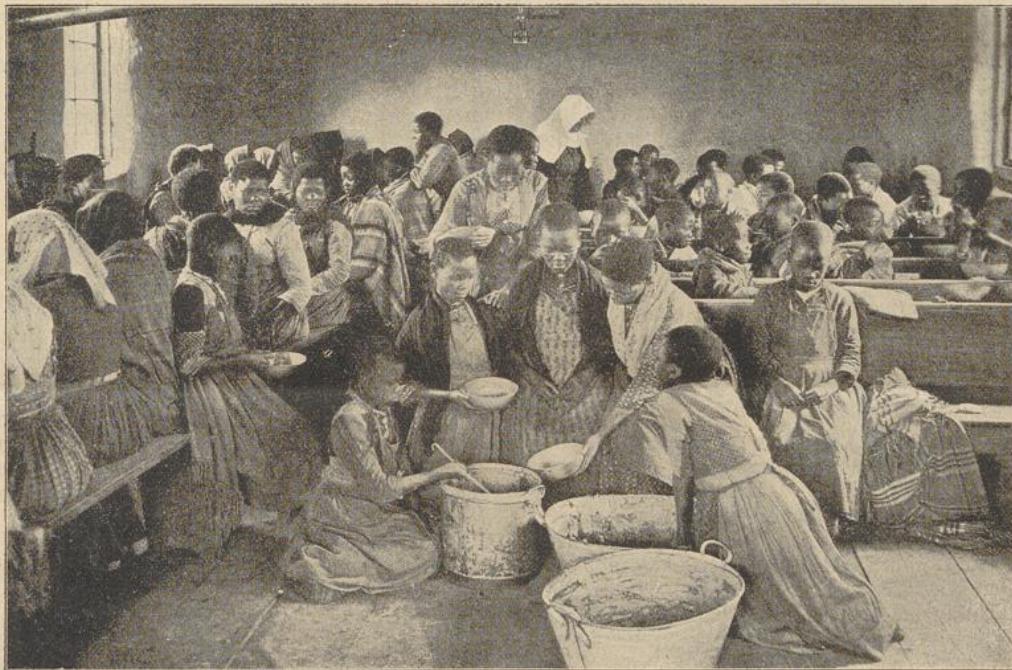
Von Rev. P. Florian, O. C. R.

Maria Ratschiß. — Es war am 6. September 1907, als um die Mittagsstunde ein laisfrisches Mädchen zu mir kam mit der Meldung, der Vater sei schwer krank und verlange nach der hl. Taufe. Da jedoch der betroffene Kraal volle acht Stunden von der hiesigen Missionsstation entfernt ist, sagte ich dem Mädchen, ich würde morgen kommen, für heute sei es zu spät, weil ich keine passende Fahrgelegenheit mehr hätte. Eine Strecke weit konnte man nämlich die Bahn benützen, dann mußte man noch zwei Stunden zu Fuß gehen. Das Kind gab sich damit zufrieden und trat sofort den Rückweg an.

Kaum war es fort, da erfasste mich eine sich immer steigernde Unruhe. Weshalb sollte ich diesen Krankenbesuch auf morgen verschieben? Könnte es bei gutem Willen nicht schon heute sein? Dann müßte ich aber den am Abend von Waschbank abgehenden Güterzug benützen. Was macht es? Du kommst immerhin um mehrere Stunden früher an, als wenn du morgen früh den Personenzug benützt. Vielleicht ist Gefahr auf Verzug; darum geh' heute, heute... so pochte und mahnte es in meinem Herzen.

Schließlich hatte ich keine Ruhe mehr. Ich sattelte mein Pferd und ritt nach der etwa drei Wegstunden von hier entfernten Bahnhofstation Waschbank. Um 6 Uhr abends ging der erwähnte Güterzug ab, doch schon auf der nächsten Bahnhofstation hieß es drei Stunden warten. Um 11 Uhr ging der Zug endlich weiter und

Finsternis auf den Weg. In Bälde, so hoffte ich, mußte es doch helle werden: allein, da hatte ich mich sehr getäuscht. Die ganze Gegend hüllte sich vielmehr in einen dichten, naßkalten Nebel, der mir jede Aussicht versperrte. Bald hatte ich nicht nur jeden Weg verloren, sondern ich wußte nicht einmal mehr, in welcher Himmelsrichtung ich mich befand. Da stand ich nun, in dem nassen Nebel fröstelnd vor Kälte, und weit und breit keine Wohnung, kein Haus, wo ich mir hätte Aufschluß erholen können. Doch ich wollte meinen Patienten finden, koste es, was es wolle. Es mußte doch irgendwo ein Kaffernkraal zu treffen sein, wo ich Hoffnung hatte, Auskunft über den Weg, event. sogar einen Führer zu bekommen. Wolle 3 Stunden lies ich in dem schrecklichen Nebel bald nach rechts, bald nach links, suchte da und suchte dort, ohne jedoch



Austeilung der Suppe.

eine halbe Stunde nach Mitternacht war ich auf der Endstation Danuhauer angelangt.

Gern wäre ich nun sofort zu meinem Kranken geeilt, allein es war stockfinster: auch wußte ich weder Weg noch Steg, nur die Richtung war mir so ungefähr bekannt. Da hieß es also abermals warten. Ich fragte einen Bahnbeamten, ob ich nicht irgendwo für ein paar Stunden ein bequemes Obdach haben könnte, doch er antwortete mit einem kalten „Nein.“ Da blieb mir nun nichts anderes übrig, als mich auf eine im Freien stehende Bretterbank zu legen und in Geduld den Anbruch des Tages abzuwarten. Von Schlaf war jedoch keine Rede; es war in jener Nacht recht empfindlich kalt: der Regenmantel, den ich als Decke benützte, gewährte mir wenig Schutz, und die nackten Bretter waren doch noch bedeutend härter als ein Trappisten-Strohsack.

Gegen 5 Uhr morgens hielt ich es nicht länger aus; die Zähne klapperten mir buchstäblich im Mund. Ich stand also auf und machte mich trotz der dichten

auf irgend eine Wohnung oder ein menschliches Wesen zu streben.

Endlich begegnete ich einem Kaffernjungen. Ich fragte nach der Wohnung des Kranken, doch er konnte mir keine Auskunft geben. Auf meine Bitte, mich zum nächsten besten Kraal zu führen, ging er zwar mit, allein wir konnten auch miteinander keinen finden. Zuweilen glaubten wir im Nebel in ziemlicher Nähe einen zu erblicken, als wir jedoch hinkamen, war es ein Termitenhause.

Also weitergesucht! Schließlich waren wir doch so glücklich, einen Kaffernkraal zu finden, und zu meiner Freude erfuhr ich, daß die Wohnung des so schmerzlich gesuchten Kranken nicht mehr gar weit entfernt sei. Ich machte mich also allein auf den Weg, verlor jedoch bald wieder die Richtung und gelangte nach einiger Zeit wieder an denselben Kraal an, von dem ich ausgegangen war.

Endlich, endlich, gegen 11 Uhr vormittags, also nach sechsständigem Suchen und Umherirren fand ich

meinen Patienten! Ich traf ihn noch lebend an, doch so schwach und elend, daß jede Stunde die legte sein konnte. Er mochte etwa 40 Jahre alt sein und litt an Lungenschwindsucht. O wie froh war er, als er mich, den katholischen Priester, erblickte! Seine Begeisterung war die denkbar beste; er verlangte gar sehr nach der hl. Täufe, und war sofort bereit, sein zweites Weib zu entlassen. Nachdem ich ihm den nötigen Unterricht erteilt, und Alte des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, der Reue und Hingabe an Gottes heiligen Willen mit ihm erweckt hatte, taupte ich ihn auf den Namen „Joseph.“

Der Neugetaufte dankte Gott von ganzem Herzen für die hl. Taufgnade; für diese Welt hatte er keinen Wunsch mehr, mit dem greisen Simeon könnte er vielmehr jetzt sprechen: „Nun, o Herr, entläßest du deinen Diener in Frieden!“ Gerührt nahm ich von ihm Abschied, ihn der Obhut seines großen heiligen Schutzpatronen empfehlend.

Kaum war ich eine halbe Stunde von seiner Wohnung weg, da hauchte er schon seine Seele aus. O, wie dankte ich, als ich davon hörte, dem hl. Gott, daß er mir Tags zuvor den Gedanken eingegeben, sofort zu diesem Kranken zu gehen. Hätte ich mit dem Aufbruch bis zum nächsten Morgen gewartet, so hätte ich ihn nicht mehr lebend getroffen. Wohl hatte ich auf dem Wege allerlei Strapazen zu bestehen gehabt, doch das war jetzt alles vergessen. Ich hatte wieder eine unsterbliche Seele für den Himmel gewonnen; und im Vergleich damit ist alles andere nichts.

### Deutschherzige Gnade.

Von Br. Antonius, O. C. R.

St. Isidor. — Als ich vor 3 Jahren im Auftrag meiner Obern als Schaffner hierher kam, mußte ich zugleich die Mühle übernehmen. Dadurch wurde ich schnell mit allen umwohnenden Käffern bekannt. Denn auch der Schwarze findet bald heraus, daß eine gute, mit französischen Steinen arbeitende Mühle doch ein ganz anderes Mehl liefert, als ein Käffernweib, das eigenhändig die harten Maisförderer mühjam zwischen zwei Steinen zerreibt. Dazu kommt dann noch ihre bekannte Neugierde. Sobald sie nämlich hören, es sei ein neuer induna (Schaffner) auf der Station angelkommen, so beeilt sich alles, ihn kennen zu lernen. Man muß doch wissen, wie er aussieht, wie er sich gegen die Schwarzen benimmt, und vor allem, ob er auch gehörig kassirisch kann.

So war es auch hier. Jeden Augenblick kam ein anderes mit einem kleinen Quantum Mais auf dem Kopf daher, um dafür etwas Mehl einzutauschen. Die Hauptlieferanten waren natürlich kleinere und größere Mädchen, sowie die Weiber. So ging es oft den ganzen Tag fort, wie in einem Kaufladen.

Eines Tages nun, da ich eben wieder am Mahlen bin, klopft es an die Mühlürre. Ich schaue nach und finde da einen Mann mit einem heidnisch gekleideten Mädchen, welches etwa 18 bis 20 Jahre alt sein möchte. Der schon etwas ältere Mann war nach europäischer Art gekleidet. Zu meiner nicht geringen Verwunderung redet mich nun das Mädchen mit den Worten an: „Sakubona Mahlaba, wir haben dich geschenkt, Mashlaba!“ Zur Erklärung dieses Grusses muß ich nun etwas weiter ausholen:

Es ist nämlich bei den Käffern Brauch, jedem Weißen, mit dem sie öfters in Verkehr kommen, einen

eigenen kassirischen Namen zu geben. Europäische Namen sind ihnen zu fremd; man kann sie ja vielfach kaum aussprechen, geschweige denn etwas Vernünftiges dabei denken; also weg damit! Ein kassirischer Erbraz ist schnell gefunden. Hat doch der Schwarze eine eigene Gabe, dem Weißen einen neuen, ganz charakteristischen Namen zu geben. Er studiert dabei sein Aeußereres, seine Haltung, seinen Gang, sein ganzes Benehmen, und bald ist von irgend einem Schlaukopf der neue Name gefunden, der von allen übrigen sofort mit Jubel akzeptiert wird.

Ich selbst erhielt nun in Reichenau, wo ich zehn Jahre lang war, kurze Zeit nach meiner Ankunft den Namen „Mahlaba“ (sprich Maschlaba), d. h. der mit dem scharfen, durchbohrenden Blick. Und dieser Name blieb mir auch fortan. Es waren über 100 Kinder auf der Station, und außerdem kam ich als Schaffner mit einer Unzahl von Käffern in Verkehr, allein kaum zehn davon kannten meinen eigentlichen Namen. Zuweilen kam es vor, daß ein Bruder oder eine Schwester ein Kind fragte, wo Bruder Abellinus sei. Die Antwort war: „Angimazi, den kenne ich nicht! Den Mahlaba dagegen kannte jedermann. Oder wagte jemand einem Schwarzen gegenüber zu behaupten, dies sei nicht mein Name, so befand er sicher als Antwort zurück: „u Mahlaba impela, Mashlaba heißt er in der Tat!“

Also, in Reichenau war ich bei jung und alt der Mahlaba, allein hier, in St. Isidor, kannten mich die Schwarzen unter diesem Namen noch nicht. Daher meine Verwunderung, als mich das erwähnte Mädchen mit den Worten begrüßte: „Sakubona Mahlaba!“ Auf die Frage, woher sie mich denn kenne, erzählte sie mir, sie sei früher in der Kleinkinderbewahranstalt in Reichenau gewesen; von dort hätten sie ihre Eltern nach Hause geholt und später an diesen Mann hier verheiratet. Natürlich stellte ich sie nun zur Rede, weshalb sie denn heidnisch gekleidet sei, während ihr Mann europäische Kleidung trage; ferner fragte ich, ob sie getauft und mit ihrem Mann kirchlich getraut sei? Da kamen nun schöne Dinge zum Vortheil! Sie sagte, sie sei getauft und heiße Anna Maria, nach und nach gestand sie, auch ihr Mann sei ein ikolwa (Christ), habe sogar schon gebeichtet und kommuniziert, sei aber seit sechs Jahren nicht mehr zu den hl. Sakramenten gegangen und sie seien nicht vor dem Priester getraut worden. . .

Nun hielt ich natürlich beiden eine gehörige Standrede und forderte sie auf, die Sache schleunigst gut zu machen, wieder zu den hl. Sakramenten zu gehen und vor allem ihre Ehe kirchlich einzegen zu lassen. Da erwiderte der Mann ausweichend, er könne es nicht, und zuletzt gestand er mir, er sei schon mit einer katholischen Frau rechtmäßig verheiratet, allein sie sei ihm davongelaufen und darum habe er diese hier zu sich genommen. —

„Wie“, fragte ich entsezt, „wenn du nun in einem solchen Zustande sterben müßtest, wohin kämst du dann?“ — Die trostlose Antwort war: „In die Hölle, und zwar noch tiefer als die Heiden; das weiß ich recht wohl.“ — „Darum gehe zum umfundisi (Missionär) und mache die Sache gut, solange es noch Zeit ist. Oder fürchtest du die Hölle und den Teufel nicht?“ — „O, ich fürchte sie gar sehr, ngiyamsaba impela!“

Doch nun war es Zeit, daß ich wieder bei der Mühle nachsah, ob alles in Ordnung sei; ich ging also hinein mit den Worten: „Kommt am nächsten Sonntag